

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 12

Mittwoch, 23. März

1927

Das Beethovenhaus in Bonn

Von Irene Wild.

Unauslöschlich hat es sich mir eingeprägt, das Bild des kleinen Hauses in Bonn, wo Beethoven geboren ist. Einfach steht es aus mit den lieben, altmodischen grünen Fensterläden, und doch ist etwas Besonderes an ihm, seit pietätvolle Hände es vom Unterraum in den Alltag gerettet haben. Eine einfache Gedenktafel sagt in schlichten Worten, daß hier am 17. Dezember 1770 Ludwig van Beethoven geboren wurde.

Durch den Flur des Vorderhauses geht es in den gepflasterten Hof und durch eine niedrige Tür in den bescheidenen Seitenflügel. Eine alte gewundene Stiege führt hinauf mit ganz ausgetretenen Stufen. Vorbei an dem einstigen Wohnzimmer der Familie Beethoven, die nur drei kleine Räume im Hinterhause innehatte. Oben, wo die Treppe mündet, liegt unter dem Dach das Allerheiligste: das enge Kämmerchen, in dem Beethoven geboren ward.

Meine Blicke umfassen den winzigen Raum, die schrägen Dachsparren, durch deren einigiges Fenster der erste Lichtstrahl auf die Stirne fiel, aus der neue, ungeachtete Welten entspringen sollten. Es ist nichts zu sehen in dieser armen Kammer. Sie ist ganz leer. Nur eine Büste Beethovens steht auf einer Säule im Hintergrunde. Rostig sind die Wände und schlecht gestrichelt wie die Balken der niedrigen Decke. Leer ist der Raum — und doch erfüllt ihn der Jubel einer ganzen Welt!

Ich darf eine Zeitlang in dem Dachstübchen allein bleiben. Rosen um und um Blumen lege ich an der Büste nieder, stehe lange mitten in dem niedrigen, engen Gemach und sehe die Sonnenstrahlen durch die schräge Fensteröffnung fallen und den armen Raum mit einer Glorie schmücken, wie sie bereit ist die Stirn des jungen Genies umhüllen.

In den anstößenden kleinen Zimmern ist wohl so ziemlich alles vereint, was an Beethovenentwürfen aufzufinden war. Beginnend mit einer Skizzenkiste des jungen „kurzschüssigen Sopranisten“ mit Zöpfchen und Jakob, zieht eine lange Reihe von Bildern vorbei. Seiten ist wohl das Äußerste des Großen in so verschiedenartiger Weise dargestellt worden. Zumellen erinnert nichts an Beethoven als das mit Vorliebe wirr gezeichnete Haar. Ein Gluck, daß in der weitbekannten Maske, die der Wiener Bildhauer Franz Klein über dem Gesicht des Lebenden formte, uns die wahren Züge Beethovens erhalten sind; sie wird oft fälschlich als „Totenmaske“ bezeichnet. Dieser Irrtum entstand, weil die Augen geschlossen sind, wie das bei der unangenehmen und schmerzhaften Prozedur, die Beethoven nur widerstrebend über sich ergehen ließ, nicht anders möglich war. Nach dieser Maske modellierte Klein dann eine Büste, die den Meister im 42. Lebensjahre darstellt. Obgleich hier Haar und Augen ergänzt sind, wirkt sie wegen einer gewissen Mächtigkeitsart viel weniger charakteristisch als die Maske, bei der keine Auffassung des Bildners etwas dazu tun oder hinweg nehmen konnte. Diese Züge sprechen für sich. Welche eine Summe von Schmerz liegt allein in den tief herabgezogenen Mundwinkeln! Durch ihre Schärfe bleibt diese Gesichtsmaske auch heute noch die Grundrolle für alle in reicher Fülle entworfenen Porträts des großen Tonkünstlers. Kein Dichter und kein Denker hat so wie Beethoven die Künstler gereizt als ein Problem, bei dem der eigentliche Schönheitsbegriff gar nicht in Betracht kommt, das aber um so schwerer zu erfassen ist. Von des Meisters Zeitgenossen haben es nur einzelne vermocht. Unter den heute lebenden Künstlern verstand es der Berliner Carl L. Dabe, in einer ausdrucksvollen Radierung die



Ludwig van Beethoven

Komposition der Missa solemnis wieder und hat durch seinen Stimmungsgehalt wie durch Wärme der Auffassung große Verbreitung gefunden. Weniger bekannt und doch ungleich charakteristischer ist das kleine Delgemälde von Ferdinand Schönmayr, das als kostbarer Teil des Beethovenhauses, im Original vorhanden ist. Es war im Jahre 1819, als es, wie Anton Schindler erzählt, gelang, Beethoven für einige Sitzungen zu gewinnen. Doch wollte es nicht glücken, den feststehenden Ausdruck der Augen auf die Leinwand zu bannen. Eines Tages aber, als Beethoven beim Komponieren auf und ab ging und in solchem Augenblick auch den Vorfall betrat, vermochte es der dort harrende Maler, den gleichsam unwirklichen Blick des jähwandelnden Genies festzuhalten.

Dieses eigenartige Schönmayr'sche Bild hängt zwischen zwei Porträts, die Beethoven bis zu seinem Ende besonders teuer blieben: dem Bilde seiner Mutter und dem der Gräfin Theresie Brunswich, die bisher als Beethovens „unsterbliche Geliebte“ galt. Von ihrer Hand stehen auf der Rückseite des Bildes in steilen, römischen Lettern die Worte: Dem seltenen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen von T. B.

Diese warme Betonung des „guten Menschen“ neben dem Genie sagt uns von Beethovens Seele mehr, als lange Beschreibungen es vermöchten.

Es ist nicht möglich, alle Bilder zu erwähnen, bis zu den Karikaturen hinab, die den alternen Meister zeigen, in eiligem Lauf die Straßen von Wien durchmessend. Das letzte und traurigste der Bildnisse ist die von Johann Danneberg abgeformte Totenmaske, die an den tief eingesunkenen Schläfen deutliche Spuren des Eingriffs aufweist, durch den man nach Beethovens Tode die Ursache des Gehörleidens feststellen wollte. Diese verfallenen, schmerzlichen Züge neben die ergreifende Sprache der tiefsten, gewaltigsten Einsamkeit im Leben wie im Sterben.

Einmal weiß das Auge auf der leicht ergaunten Haarlocke, die Freundeshände vom Haupt des großen Toten nahmen. Hinüber schneit der Blick zu den ungesägten Hör-Apparaten, die der gequälte Meister mit Spangen an seinem Kopf befestigte, in der immer aufs

neue getäuschten Hoffnung, einen Ton von außen zu vernehmen. Da steht noch der altmodische Flügel, dem Beethoven, mit Vorliebe um die Abenddämmerung, bis zu seiner letzten Lebenszeit, die Klänge anvertraute, die er selbst nur noch mit dem inneren Ohr vernahm, obwohl ein (nicht mehr vorhandener) Schallfänger in der Art eines Souffleurkastens auf dem eigens für den tauben Meister „vierteljährig“ gebauten Instrumente angebracht worden war. Die Feder, mit der er geschrieben, und so viele kleine Dinge sind hier, wie bereitst in Wien, auf dem Schreibtisch ausgebreitet. Im unteren Stockwerk liegen die kostbaren Schätze der Notenhandschriften. Da finden sich auch einige der „Konversationshefte“, durch die sich der des Gehörs Beraubte mit seinen Besuchern zu verständigen pflegte. Unter der Fülle von Briefen und Billetts erblickt man als erhellendes Moment auch jene berühmten Handgeflößen zu einem Briefe seines Kopisten, unter denen Kraftausdrücke wie „Schreib-Sudler“, „Dummer Kerl“, ... „als wollte die Frau Minerva belehren“ ... noch die glimpflichsten sind. Aber auch tiefergreifendes findet sich hier, so auf einem Zettel die Worte: ... So sey es denn, für Dich, armer B., gibt es kein Glück von außen, Du mußt Dir alles in Dir selbst verschaffen, nur in der idealen Welt findest Du Freunde.“ Und vor allem jener herzerregende Brief, den der Meister von seinem Sterbebette aus, in Verzweiflung um „seinen Unterhalt“, als ein Bittender an den Vorstehenden der Philharmonischen Gesellschaft in London richtete. Die Hilfe traf ein, — aber der Todkrankte konnte sie nur noch mit den Worten begründen: „zu spät“.

Zu groß und einsam zog er seine Bahn, als daß er nicht auch einsam hätte leiden und sterben müssen. Aber wie dieser Selbst trotz der Riesenschuld seines Geschicks sich zum Siege durchgerungen, so dürfen auch wir im Andenken an ihn nicht verjagen. Denn es ist gewiß, daß es für ihn inmitten seines Schicksals Augenblicke gab, die ihn durch das Flügelklavier der Ewigkeit über sein grimmiges Menschenbild ins Empirium trugen. Wer aber andächtig einkehrt in dem kleinen Hause und die stumme Sprache dieses schlichten Tempels versteht, der wird fühlen, wie alles Unreine und Verworfene von ihm abfällt. Wie ein Klingen wird es durch seine Seele gehen:

O Mensch, vor diesem Heiligtum.
Wie bist du klein, wie arm dein Ruhm,
„Weil“ du eintrittst, Herz und Hand:
Hier ist in Wahrheit heil'ges Land!
Zieh dieses Alltags Schutte aus
Und trag' ein Heiligtum nach Haus!

Die alten Beethovenhäuser in Wien

Von Franz Friedrich Oberhauser-Wien.

Aus der Vergangenheit ist uns eine Reihe von Häusern und kleinen Häusern erhalten geblieben, in denen Beethoven geschaffen, gelitten und gehofft hatte. Seine wenig festhafte Lebensart trieb ihn rastlos umher; er blieb nur Wochen oder Monate hier. Ein einziges Mal wohnte er drei Jahre lang in ein und demselben Hause, und zwar auf der Wiener Landstraße (hinter dem Stadtpark), aber selbst da mit Unterbrechungen. Vielleicht mangten den Meister äußere Umstände milderer Natur, Streit, Unverständnis seiner Lebensart gegenüber, zu solch oftmaligem Wohnungswechsel.

Zu seinem liebsten Aufenthalt zählten die Häuser in Heiligenstadt, außerhalb Wiens, in der anmutigen Wienerwaldlandschaft, zwischen den

loslösen einer Insel an, denn die letzten Wurzeln, die das Stück jümpflicher Erde festhalten, reihen geräuschlos unter Wasser ab, und unmerklich und ganz plötzlich geht die Fahrt los, denn jede solcher Inseln entführt einige unfreiwilige Fahrgäste.

Cooper sah einst auf einer solchen Insel eine ganze Menge von Wildschweinen, sieben bis zehn Fuß lange Alligatoren, fast eben so lange Krokodile, Schlangen von vier und fünf Fuß u. länger bis zu einem Monstrum von etwa 15 Fuß und eine ganze Menge anderes Gekröck, das auf dieser sich drehenden Insel einem unbekannten Ziel zustrebte. Auf den Bäumen saßen etwa ein halbes Dutzend Affen, sowie auch Vögel, die wahrscheinlich ihre Nester in den Bäumen und Büschen hatten.

In einem ungewöhnlich regnerischen Jahre Mitte der Achtziger, als alle drei Flüsse Hochwasser führten, kam eine so große Insel los, daß sie den ganzen Paraná einnahm und die Schiffahrt hemmte. Sie wurde auf nahezu fünfzig Meilen geschätzt. Oberhalb Buenos Aires schwamm sie in den südlichen Arm und geriet am Valerino-Park auf Grund. Das war damals die eleganteste aristokratische Stadt. Die „Besitzer“ der Insel gingen fröhlich an Land, und als die Anwohner des Valerino-Parkes aufwachten, sahen sie sich von ungeheuren Gästen so belagert, daß sie sich nicht vor die Tür wagten, sondern berittene Boten zur Stadt schickten und um Hilfe baten. Die bemannete Polizei rückte an, und es dauerte drei Tage, bevor der letzte Eindringling dieser wahren Arche noch getötet war.

Auch der Missouri pflegt in Süd-Dakota während der Zeit im Frühjahr gegen Landes loszuweichen und fortzutreiben, die zuweilen zwanzig Meilen umfassen. Mit Baumstämmen, Büschen und sonstigen Mitteln hat man nicht viel dagegen auszurichten vermocht.

Aber wozu wäre denn Amerika das Land der Automobilen? Was soll man mit den alten weggeworfenen Gestellen anfangen? Es stellte sich heraus, daß die aufeinandergeklümmten Gestelle sich so verhalten und dem Strom solchen Widerstand leisten, daß man sich keinen besseren Damm denken könnte.

Eine Eskimofrau, die vor Hunger ihre eigenen Kinder verzehrt

Einen ebenso gräßlichen wie tragischen Fall von Menschenfresserei erzählt der norwegische Forscher Christian Ledén, der durch seine Vorträge und Berichte in der Presse dem deutschen Publikum bekannt geworden ist, in seinem kürzlich bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Buch „Ueber Krimatis Eisfeld“.

Drei Jahre unter kanadischen Eskimos. Eine Eskimofamilie von der Furt- und Beklaststraße kam auf dem Rückweg von einer langen Wanderung durch weite Landstriche, in denen fast kein Bild zu finden war. Da der Familienvater aufgefunden war, Nahrung herbeizuschaffen, verlegte er sich selbst und ab nicht mehr. Um so länger reichten die wenigen Eshornte für Weib und Kind. Der Mann verhungerte. Die Frau sah tagelang weinend neben der Leiche. Als aber der Hunger ihre Kräfte ausgezehrt hatte und sie nicht mehr imstande war, ihrem Säugling die Brust zu geben, begann sie die sterblichen Überreste ihres Gatten zu essen und gab auch dem älteren Kind davon. So kam sie wieder einermäßen zu Kräften und setzte die Wanderung nach Süden fort; die Reste der Leiche nahm sie in einem Fellack mit. Die Reise war weit, und das Land bot keine Nahrung. Der Hunger streckte wieder die Krallen nach dem armen Weibe aus. Sie brach zusammen und kam nicht weiter; das ältere Kind verhungerte. Die Mutter sah Tage und Nächte bei der Leiche und weinte, während der Säugling ihr die verdorrte Brust blutig biß. Um das Leben des Kleinen zu retten, begann die Unglückliche auch die Leiche des älteren Kindes zu verzehren. Weiter ging die Wanderung mit den Resten des entseelten Körpers. Ehe die Frau demohnte Gegenden erreichte, überwältigte sie abermals der Hunger, und wieder verzehrte sie die Brust. Auch der Säugling starb. Lange sah sie weinend und nach ihrem toten Kinde rufend. Aber der Hunger ließ ihr keine Ruhe. Er nagte und nagte. Vor Qualen ihrer Sinne nicht mehr mächtig, als sie endlich auf den Säugling. Ehe sie Menschen traf, war sie nochmals dem Hungertode nahe und hatte große Stücke ihres Pelzgewandes verzehrt. Solbacht und ausgezehrt ward sie endlich von wandernden Eskimos aufgefunden und zum Lager ihrer Stammesgenossen an der Furt- und Beklaststraße gebracht. Sie war

dem Wahnsinn nahe und weinte sich vor Trauer und Gefühlsqualen die Augen wund. Es wird erzählt, daß einer der angesehensten Jäger aus dem Stamme der Iglood die arme Frau — von tiefem Mitleid ergriffen — heiratete. Sie soll seine Lieblingsfrau geworden sein.

Föhn und Vogelzug

Wieder zieht der blumenbehangene Frühling ins Land, wieder kehren die gefiederten Freunde der Menschen aus den fernen, warmen Ländern in die Heimat zurück, deren Wanderflug vor noch nicht allzu langer Zeit ein dunkles Geheimnis war, und das heute erst zu einem Teil gelüftet worden ist. Die in verschiedenen Ländern eingerichteten Vogelwarten haben durch ihre Veringungsversuche einige Aufklärung gebracht. Das Eindringen von Vögeln, die man am Fuge erlegt und tot gefundene Vögel fand, hat die Feststellung der Straßen des Fuges erlaubt. So hat sich durch die weitbekannten Versuche der Vogelwarte Rottent auf der Kurischen Nehrung ergeben, daß die ostpreussischen Störche, also die am nördlichsten brütenden Individuen dieser Art, bis in den äußersten Zipfel von Südafrika ins Winterquartier ziehen. Störche aus Mitteldeutschland dagegen wandern etwa nur bis Mittelafrika. Genaue Beobachtungen zeigen, daß sehr viele Wandervögel nicht über die höchsten Kämme der Alpen fliegen, sondern bestimmte Pässe benutzen. Entweder biegen sie um die Gebirgsmassive herum, indem sie an der Ost- und Westküste Italiens entlangfliegen, oder sie überfliegen die Pässe, welche sich auch der Mensch seit altersher zunutze macht. Trotz der bisherigen gewonnenen Ergebnisse der Forschung ist noch sehr vieles aufzuklären. So steht es zum Beispiel jeden Beobachter in Ersttaunen, daß Singvögel bei uns eintriften, wenn gerade verpöchter Schnee reichlich gefallen ist. Die Tatsache teilt, daß der Vogel keine „Fernwahrnehmung“ für die gerade bei uns herrschende Bitterung besitzt, denn sonst würde er die Stunde seiner Abreise hinausschieben. Es müssen ganz andere Momente sein, die den Vogel zum Eintreten des Wanderfluges veranlassen.

In jüngster Zeit hat man nun Beobachtungen gemacht, die mit einiger Sicherheit darauf hindeuten scheinen, daß zwischen der Vogelwanderung und dem Föhn bestimmte Zusammenhänge bestehen. In Rottent hat man im vergangenen Herbst einige Störche eingefangen, um zu erfahren, welche Zugstraße sie benutzen werden, wenn man ihnen erst mehrere Tage nach dem eigentlichen Abreisetermin die Freiheit wieder gibt. Der Versuch hat folgendes ergeben: Einige Tage vor dem Abreisetermin wurde die Störche äußerst unruhig, sobald man zu Zwangsmitteln greifen mußte, um sie am Fortziehen zu hindern. An einem Tage gelang es jedoch einem jungen Storch, sich seiner Fesseln zu entledigen und davon zu fliegen. Nachforschungen ergaben, daß an diesem Tage sämtliche Störche die Heimat verlassen hatten. Die anderen zwangsweise zurückgehaltenen Störche, es handelte sich um ganz junge Störche um die Sommerbrut, die die weite Reise noch nicht gemacht hatten, zeigten nach diesem Tage keine Unruhe mehr. Es hatte den Anschein, als wollten sie in der Heimat überwintern. So vergingen einige Wochen, bis sie schließlich an einem warmen Herbsttage doch davonflogen. Ein von der Schär in Griechenland abgefangener Storch lieferte den Beweis, daß die Vögel eine falsche Reiferichtung eingeschlagen hatten, während der Austreifer richtig geflogen war. Dieses Beispiel spricht dafür, daß der Vogelzug mit dem Föhn zusammenhängen muß.

Krieg im Frieden

In M., einer kleinen, mecklenburgischen Stadt, war man zu Ende des verflochtenen Jahrhunderts eben angefangen, aus Unverständnis und falscher Sparsamkeit, weil man die Steine neu verwenden wollte, von den noch wohl erhaltenen mittelalterlichen Toren das schönste abzutragen. Schon lag das halbe Dach geschichtet auf der Gasse, als just zur rechten Zeit der alte und im der Nähe reich begüterte Graf S. sein Biergepann verwandelt vor eben diesem Tor, da es gesperret war, mußte halten lassen. Raum hatte er erfahren, was im Werke war, so ließ er schweigend seinen Wagen wenden, und noch desselben Tages hielt der bestürzte Rat ein ungewisses und blankes Ultimatum in den Händen, worin der ganz erzürnte Alte, falls denn der Stadt an einem nachbarlichen Frieden mit ihm und allen seinen Dörfern noch gelegen

sei, sich kurzerhand und ohne sonderliche Grille ausbedung, den schon herabgerissenen Teil des Baumerkes unverzüglich wieder aufzurichten und auch zum künftigen weder daran zu rütteln noch zu rühren. Man war betreten, und wie billig ist, ein jeder sah in seinem Amt gekränkt, jedoch, Geduld und Wandel einer Stadt, die sich seit jeher schlecht und recht vom Lande nährte, bewogen ebenso wie auch die laute Selbstmühsamkeit des Falles die guten Bürger schließlich zur Verträglichkeit. So hing man denn geschwind die alten Plannen wieder auf, man tat ein übriges, da man im Zuge war, das Mauerwerk zu flicken und zu putzen. Es kam der Graf, nachdem man ihn gerufen, mehr noch geflogen als gefahren. Sein mageres, unbändig strahlendes Gesicht vertrieb den letzten Schatten einer sauren Miene. Das Tor war reich besetzt. Es steht noch heute; freiwillig hat man sich daran gehalten, wozu man einst so sonderbar genötigt war.

Friedrich Schult.

Am Ausguck

Der Ententanz im Frühling.

Zu Beginn des Frühlings werden bei den Bulgaren Tänze ausgeführt, wie auch Ententänze in den Balkanstaaten bei den Landbewohnern eine Rolle spielen. In buntfarbiger Tracht begeben sich die bulgarischen Frauen und Mädchen zur Feiwiese. Ein Strauß kurzgeschnittener Halme mit Weizen liegt dabei in der Mitte des Tanzplatzes. Die weiblichen Dorfbewohner haben ihre besten Kleider angelegt und treten, indem sie sich bei den Säulen lassen, zu einem Halbkreis zusammen. Nach einer eigenartigen, ganz originellen Musik beginnen sie dann den Reigen zu tanzen, bei dem sie bald vorwärts, bald seitwärts schreiten, den Blick auf den vollen Weizenstrauch gerichtet, der in der Mitte liegt. Die Mädchen neigen sich dabei etwas nach links und rechts, das Schwanken der Halme nachahmend, über welche der Wind dahinschreitet. Dann werden die Schritte immer schneller, bis die Tänzerinnen bei jenem Tempo angelangt sind, das alle Tänze der östlichen Völker gemeinsam haben. Uebrigens sind derartige durch die Jahreszeiten bedingten Freudentänze auch bei den Serben und Rumänen Sitte. Bei den Tänzchen, die der Freude über den Einzug des Frühlings Ausdruck geben, verorten die Tänzerinnen huldigen.

In die weite Welt hinaus

Führt alle Freunde von Natur und Technik das Märzfest der „Koralle“. Unvergleichlich schön sind die Aufnahmen von den großen Wasserfällen der Erde, vom Wunderland Moskau und vom Baumwollbau. Eine ausserordentliche Zuergebeidung lernen wir auf den Andamanen-Inseln kennen, an neuen Wolkenkratzerbildern aus Newyork und Chicago sehen wir die technischen Fortschritte im Turmbau, und wunderbare Photographien zeigen uns den halbförmlichen Kondor, einen der Wiesen des Tierreichs, die im Untergang begriffen sind. Eine interessante technische Abhandlung über die Kraft des Windes, Bilder von neuen Frühlingspflanzen und ein illustrierter Aufsatz über die Bekämpfung des Altmers ergänzen den Inhalt dieses unterhaltenden Magazins.

Die Karriere des Vöfelmusikers.

Auf den Londoner Straßen gab es eine Gestalt, die überall bekannt war, die des alten Vöfelmusikers. Auf einem ganz gewöhnlichen Esel reitete er, der er zu verschiedenen Melodien aneinanderzureihen verstand, eine Kunst, die er sich während seines früheren Matrosenlebens angeeignet hatte. Ein aufmerksames und zahlreiches Publikum umgab den alten Vöfelmusiker stets, wenn er auf den Straßen seine Kunst vorführte. Eines Tages befand sich unter den Zuhörern auch ein Herr, der wegen seines fremdländischen Wesens in dem stöckeligen Milieu auffiel. Es war der Tanzmeister des berühmten russischen Ballets Diaghileff. Er hörte sich die Kunstdarbietungen des alten Seemanns an und ging dann auf ihn zu. Die Londoner blickten erstaunt ob des vornehmen Gönners. Aber noch viel erstaunter waren sie, als sie bei dem ersten Auftreten des russischen Balletts vor der Doffentlichkeit auf dem Podium auch ihren alten Vöfelmusiker wiedersehen, der inzwischen zum Solisten im Diaghileff-Ballett avanciert war. So verhalf der Rodhiff einem armen Mann zu gutem Verdienst und Ansehen.

Verantwortlich: S. e m e l m a n n. Altena. Druck und Verlag: P. A. S a n h, Altena.

sanftgeschwungenen Weingärten des Rahlens-
berges. Dieses Heiligenstück wurde später ge-
teilt: wir nennen es heute Döbling, Grözing,
Siedering und Muthof; „Alt-Wien“.

Heurigenstischen hängen den Föhrenkranz
(der den Ausschank des „Heurigen“ Weines ver-
kündet) auf einer langen Stange vor die Tü-
ren. Gitarre, Ziehharmonika und Geigen
spielen meist keine echten wienerischen
„Gstanzl und Tanz“. Es ist laut geworden, eine
Atmosphäre für die Fremden, die das „gemütliche,
seltsame, berauschte Wien“ suchen, das nur
noch in wenigen silberhaarigen alten Menschen
lebt. Die Volksfänger und „Gstanzmacher“ sind
dahingegangen: Puder, Schminke, Jazz...

Dazwischen aber, in den kleinen Vorstadtga-
ßen, auf den stillen Plätzen, auf denen die
Sonne spielt, wo in Klagen und sojorot blü-
henden Kastanien süße Träume hängen, stehen
die kleinen Weinbauernhäuser, fern vom Tru-
bel der Stadt, verstreut hinter Gärten und Gold-
regen. Bauerhäuser, in denen heute einfache,
bürgerliche Menschen wohnen, die wahrstheins-
lich keine Ahnung von der „Eroica“ haben,
von der „Schicksals-Symphonie“, von den Kämp-
fen eines Genies, die in denselben Zimmern
tobten, in denen nun alte Mütter und Frauen
ihre häusliche Arbeit verrichten und ehrsame
Gesandtenbesucher und Handwerkergehilfen
ihrem Werktag nachgehen.

Ihre Steinfiguren von Heiligen stehen unter
dem Laub der Bäume, die Arme mit Blumen
geschnitten. Geranien leuchten an den niede-
ren Fenstern.

Es ist eine ländliche, enge Straße, durch die
wir gehen. Da steht, etwas schief und sehr al-
tes kleine bürgerliche Haus, in dem der Mei-
ster im Hofstraß wohnte und niedergebunden,
verblüht, verrotten und doch erhaben, einer
Hoffnung voll, während seines beginnenden
den Gedächtnisses das erschütternde, anklagen-
de und namenlos tragische Verhängnis nie-
derdrückte, das wir „Heiligenstädter Testament“
nennen. In dem Gartenhaus entstand auch die
D-Dur-Symphonie, eben da begann er am Werke
der ersten zwei der drei Klavierkonzerte op. 34
und 35. Der Sommer, den er hier verbrachte,
sammete alle seine Hoffnung auf Genesung
von seinen körperlichen und geistlichen Leiden.
Nicht weit von diesem Hause wohnte Beetho-
ven mit Grillparzer zusammen in der Grün-
gasse 64, im Sommer 1808. Man hat
hier einen herrlichen Blick über die sich auf-
schlingenden Weingärten zum Rahlensberg. In
der Nähe erklingt das Silberglöckchen eines
Baches, an welchem, nach verschiedenen Nieder-
schritten ehemaliger Zeitgenossen, „Die Szene
am Bache“ entstand. In diesem Hause, das
wohl schon ganz verändert ist, entstand der
erste Entwurf zur großen Pastorale.

Von hier aus unternahm Beethoven fleißig
seine Spaziergänge. Nach wenigen Schritten
eröffnet sich schon der überaus herrliche Blick auf
Wien, das sich in blaue Schleier gehüllt an das
blaue Band der Donau schlängelt. Das ganze
Land liegt wie eine umschlossene Melodie, ohne
Hörbarkeit, ohne gigantischen Zug, doch nicht
ohne einen Ton tiefer Wehmüt, personeller
Träumerei und demütiger Ergebenheit, wie ein
altes Volkslied einfach und bescheiden vor
uns.

Da denkt man an das Haus, unten in der
Rahlensbergstraße, eines der schönsten und
unverändert erhalten gebliebenen Beethoven-
häuser mit dem weiten schönen Garten. Jenes
Haus, in dem der Meister in der zweiten Hälfte
des Sommers 1817 das Quintett op. 104 kom-
ponierte und das viel berühmtere Lied „Re-
signation“ schrieb.

Resignation ist es, was der empfindsame
Wanderer in der wienerischen Landschaft er-
kennt, in dem ganzen wienerischen Wesen: eine
lautere Fröhlichkeit, eine Schwärmerei, eine
reiche Empfindsamkeit, ein wenig Wehmüt und
eine unverkennbare Ergebenheit...

Ueber die Wege und gelegenen Wiesen wan-
dern wir, immer zwischen Weingärten hindurch.
Sonnenverbrannte Bauer Weingärten in den
Schönen, Wäldern fingen. Hinter verdufteten
Laubengängen blinken weiße Villen.

Und wieder kommen wir an ein Haus, in
dem Beethoven wohnte, über den Pfarrplatz an
den kleinen Brunnen vorbei, den Duft dieser
blühenden Landschaft um uns.

Wir könnten auch auf die andere Seite von
Wien nach Süßen, nach Mödling und Baden
gehen. Auch dort gibt es Beethovenhäuser.
Aber sie sind verbaute, und der Duft der alten
Zeit ist nicht so erhalten wie in diesem län-
dschaftlichen Schmuckstück von Wien, am Rahlens-
berg. Kein Sommer, da es nicht eine Woche
lang in diese bürgerlichen Gassen zog. Keine
andere Straße, die er nicht durchwanderte, kein

Wienpfad, kein Weg in die Weingärten, den
er nicht ging, und oftmals Häuser, in denen er
gerastet und geschlafen.

In der hellen, mit fröhlichem Blau ausgemal-
ten Mauerrunde steht eine einfache Mutter
Gottes, die Hände voll Blumen. Sie ist alt,
vielleicht noch aus der Zeit, da der Meister über
diese Plätze stürzte, bewegt, vor sich hinsum-
mend.

Von einer ländlichen Kirche lautet das Aue
in diese Gassen. Wie weit ist doch die braun-
liche Straße! Wie wunderbar still ist es über
den Weingärten, welche ein unbeschreiblicher
Zauber liegt über dieser Landschaft! Und die
alten Häuser stehen verloren im langsam ver-
wehenden Tag, ferne, einer anderen Zeit ge-
hörend, von der Musik dieser ammutigen Land-
schaft, die Beethoven so überaus liebte, ge-
schmeichelt, verträumt, versunken in eine große
Vergangenheit; Häuser aus dem alten Wien...

Von Wittekind*)

Wie Karl mit Wittekind kriegte.

Im Jahre 772, so erzählen die fränkischen
Annalen, beschloß König Karl, die Sachsen zu
bekriegen. Unweit von ihm lag in ihr Land, ver-
wüstete alles mit Feuer und Schwert, eroberte
die feste Eresburg, kam dann bis zur Irmsel
und zerstörte das Heiligtum selbst und den Hain.
Und nahm das Gold und Silber, das er dort
fand, hinweg. Als er hier drei Tage mit dem
Zerstörungswerk zugebracht hatte, trug es sich
zu, daß in der Zeit viele Tage lang kein Regen
fiel, Lag für Lag trockenes, warmes Wetter
war und alle Bäche und Quellen ringsum ver-
dorrten, so daß gar kein Trinkwasser mehr zu
finden war. Um aber das Meer nicht länger
durft leiden zu lassen, geschah es von Gott, daß
eines Tages, als alles wie gewöhnlich um Mit-
tag ruhte, eine solche Wasserflut in dem Bette
eines Bachstroms hervorbrach, daß das ganze
Seeer genug hatte. — Dies Wasser mag wohl
der Vullerborn bei Altenbekken gewesen sein.

Von den Führern der Sachsen hat keiner sich
solchen Namen gemacht wie Wittekind, er ist
Kaiser Karls größter und gefährlichster Feind
gewesen. Wittekind war schwarzhaarig und
ein Mann von fast übermenschlichen Geistes-
und Leibeskräften, so berichtet der Abt Norbert
von Burg, freilich 300 Jahre nach dieser Zeit.
Derselbe nennt ihn auch den „König“ der
Sachsen, obwohl ja, wie wir wissen, die Sachsen
gar keine Könige hatten, und so redeten auch
die Bayern, die noch von ihm wußten, immer
von König Wiking oder Wiek.

Carolus Magnus war ein eifriger Christ und
ließ dem Wiek sagen, er solle seinen Göttern
abschwören und sich taufen lassen. Wiek aber
antwortete: „Schlage mich der Donner, wenn
ich das tue!“ Da zog Karl aus und wollte den
Wiek zwingen. Wittekind hatte viele Güter
und Burgen in unserm Land, so auch an der
Ruhr, in dem Strich, wo er wohl zuerst gegen
Karl im Kampfe gestanden hat. Auf der Seiler-
höhe bei Bielefeld im Norden Iserlohn, soll
eine Königsburg gestanden haben. Am stärksten
aber war die Hohenburg (Sagiburg) am Zu-
sammenfluß von Ruhr und Lerne. Von da ist
Wittekind oft nach seiner Iserlohn-Burg ge-
ritten über den Königsweg, der über Reh, Lei-
mathe, Destrach, Dröpsche ging, bei Iserlohn
hieß er die Königsgasse. Karl wollte vor allem
die Hohenburg nehmen. Auf dem Kaiser-
berg, zwischen Bolmarstein und der alten
Sagiburg soll er sein Lager aufgeschlagen haben. Im
damaligen Siedergau soll eine reiche Edel-
frau gewesen sein, die mit ihren Kindern und Leuten
dazu geholfen hat, ein Wasserrad zu zerstören,
durch welches die auf der Sagiburg das Wasser
hinaufzogen. Zum Lohn hat ihr der König die
Burg nebst anscheinlichen Gütern zu Lehn ge-
geben und erlaubt, ein Rad auf ihrem Meer-
schilde zu tragen. Nach anderen hat ein Bauer,
der zum Schein Vortrater auf die Burg brachte,
das Wasserrad verdorben und ist dafür vom
Kaiser zum Baron von Sagiburg erhoben wor-
den, mit dem Rad im Wappen.

Nachdem nun die Burg genommen war, kam
der Papst Leo von Rom und weihte die heid-
nische Kirche, die dort gewesen ist, zu einem
christlichen Gotteshaus und gab ihr den Namen
St. Peterskirche (nach andern wurde sie auch
der Mutter Gottes geweiht), auch heiligte er
einen Born dabei und nannte ihn St. Peters-
born. Zu diesem Brunnen ist ehezeiten eine
große Pilgerschaft auf St. Markustag, acht Tage

*) Aus Westfälische Sagen. Heraus-
gegeben von Dr. Paul Jaumer. Mit 68 alten
Miniaturen, Holzschnitten und Kupfern. 406
Seiten, Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—. Eugen
Diederichs Verlag, Jena.

vor oder nach auch ein groß Jahrmarkt ge-
halten worden.

Wittekind's Zufluchtsort.

Als dem Wiking die Feinde zu mächtig ge-
worden waren, so wurde er eine Weile nicht
gejagt. Es hieß, er sei hingeflohen zu ent-
fernten Freunden. Er war aber heimlich und
weilte verborgen auf seinen Gütern; eins davon
war die alte Bergfeste, die westlich von Lübbecke
oberhalb des Dorfes Wehnen lag und deren
Stätte jetzt Babilonie heißt; eine andere Burg
stand auf dem Werder, den der Einsiedler
Werde in die Weser bildet, etwa da, wo jetzt
Rehme ist. Auch in den Wäldern bei Osa-
brück hatte er mehrere Burgen. Oft ritt er
in jener Zeit von dem einen dieser Orte zu dem
anderen hinüber, allein immer nur des Nachts
und nie anders, als mit verkehrter aufgelegten
Hufeisen. Wenn die Spuren ins Land wiesen,
dann war er heimlich auf seinen Burgen, und
wenn sie bergan führten, dann durchzog er
auf seinem schnellen Rosse das Land und rief
seine Anhänger zu neuem Kampfe auf.

Zu der Zeit sah zu Nottuln (bei Coesfeld) ein
fränkischer Edler, oder wie das Volk sagt,
„Graf“, der hielt treu zu Wittekind. Den Ort
kennt man noch, wo seine Burg gestanden hat,
und zeigt bei dem Dorfe Nottuln noch Wälle
und Gräben. Als nun Karl wieder einmal
ins Land fiel, wurde dieser Herr von Nottuln
verwundet und von den Feinden verfolgt; er
warf sich in seine Burg und wurde darin be-
lagert. Da nun seine Frau sah, daß sie sich
nicht würde halten können, nahm sie ihren to-
tgewunden Mann auf den Rücken und ging, ohne
nach aller Gefahr, die von den Feinden drohte,
zu fragen, mit ihm aus der Burg nach der
Sitter (Süther), einem heiligen Walde, der nicht
weit davon lag. Dort wusch sie ihm an einer
Quelle die Wunden aus. Als sie aber in der
Nähe Wasserlärm und Gesdrei hörte, schloß
sie weiter mit ihm in ein anderes Gehölz. Dort
starb ihr Mann. Der Ort heißt daher noch
heute der Seelenacker. Sie selbst ließ in ihrem
Schmerz noch tiefer in den Wald und weinte
und schrie, und von ihren Klagen führt heute
noch dieser Teil des Waldes den Namen Kri-
stheke (von kryn, schreien). — Eine alte Auf-
zeichnung, durch welche diese Volkssage be-
stätigt wird, überliefert auch den Namen des
Burgheeren, er hieß Luitbert. Die Burg fiel in die Hände der Franken,
wurde aber seinem Bruder Norbert zurückge-
geben, als dieser sich hatte taufen lassen. In
späteren Jahren, als Friede im Lande war, hat
Karl an der Stelle des heidnischen Heiligtums
mit St. Ludger das Kloster Nottuln gestiftet
und sich selbst einen Königshof da gebaut. Der
alte Name des Nachbardorfes Darup aber er-
innert noch daran, wie blutig es hier zugegan-
gen ist, denn es hat ursprünglich Doltarpe ge-
heißen, da auf Karls Befehl hier nach jenem
Treffen die Toten begraben wurden.

Schlachten am Königsweg und an der Hase.

Zuletzt aber ist es zu großen Schlachten ge-
kommen. Zum ersten Male bei Detmold am
Königsweg; über ihn führte früher eine alte
Heerstraße vom Rhein her, durch die Senne
nach der Weser zu, und er hat seinen Namen
davon, daß der König dort stand als er die
Schlacht mit den Sachsen begann. Da erhob
sich ein mörderliches Streiten, und viele Tote
blieben auf beiden Seiten. Wie nun Karl sah,
daß die Seinen durch die Sachsen in Not kamen,
hat er Gott ein Gelübde, er wollte auf dem
Ort eine Kirche bauen, wenn er den Sieg
gewänne über seine Feinde. Und da befohlen
die Franken das Feld. Karl hat bald darauf
die Kirche gebaut, die nachher lange Jahre
Sante Hülpe hieß, jetzt aber nicht mehr vor-
handen ist. Andere meinen, die Hünenkirche
auf dem Tönsberge bei Derlinghausen sei die
von Karl erbaute Capella sancti abisfori. Noch
andere, es sei Heiligenkirche gewesen. Witte-
kind zog sich nach der Schlacht den Osting ent-
lang gegen Nordwesten zurück, da kam es zwis-
chen zwei- und vierhundert von neuem zum
Kampfe. Als Wittekind sah, daß er sich auf
dieser Seite der Berge nicht mehr halten
konnte, rief er den Seinen zu: „Für den
Wieg!“ und davon soll der Name des Kri-
stheke Dornberg herkommen, das dort liegt.
Darnach aber, in demselben Monat, verführte
König Wiking sein Heer wieder und forderte
Karl aufs neue zum Streit. Und Karl, nach-
dem er und die Seinen von dem harten Kampfe
gerührt und zugezogen erhalten hatten, rückte ihm
mit großer Macht entgegen.

Als er in das Land der Hase gekommen war,
lagerte er zu Welpole auf der Saar und so
groß war seine Heiterei, daß die Hasepferd drei
Füß hoch den Boden bedeckten. Der Platz heißt

seit der Zeit Karlsaar oder Reckhaar und der
Ort, wo die Feldschmiede stand, die alte
Schmiede.

Wiek zog ihm entgegen und stritt mit ihm;
aber Karl behauptete das Schlachtfeld, das dar-
nach Karlsfeld heißt, und verfolgte Wittekind
bis an die Hase. Im dem Giebel der Hase und
der Schinkel in der Gegend, die bis in das 17.
Jahrhundert Schlachtfeldberg hieß, stellte sich
Wittekind von neuem zum Kampf. Besonders
an der Brücke wehrten sich die Sachsen mit
aller Macht. Die Reiterei konnte nicht über
den Fluß kommen und mußte am anderen
Ufer untätig zuschauen. Da ging zufällig ein
Schiff durch eine Furt des Flusses und zeigte
den Reitern den Weg. Sogleich setzten sie an
der Stelle über, kamen den Sachsen in den
Rücken und erschlugen so die Schlacht.

Bei nun in der Schlacht an der Brücke ein
Schiff den Weg zum Siege gezeigt hatte, erhielt
die in der Nähe liegende Ansiedlung den Namen
Osenbrücke (Osenbrück).

Fortsetzung folgt.

Der reservierte Wohnsitz

Von Julia Virginia Raengsdorff.

Homburg v. d. S., im März 1927.

Wie sieht denn dieses Fleckchen Erde aus,
um das schon reichlich Staub aufgewirbelt wurde
und dessen Bestimmung vom kommenden
Monat ab festgelegt ist — dem Zeitpunkt, an
dem der vielbesprochene Vertrag mit den Hohen-
zollern in Kraft tritt?

Wohl sichtbar ragt das Stammschloß der
Hessen-Komburger Landgrafen mit seinem
Wahrzeichen, dem Bergfried, aus dem Stadtbild
des schmucken Taunusstädtchens empor. Man steigt
hügelan, läßt rechterhand das Dächergerwühl
der Altstadt liegen, das eine turmförmige Hof-
anlage überprägt. Der Kaiser ließ sie sich
einst bauen, um rasch auf die Saarbürg oder
nach Friedrichshof zu gelangen. Schon steht
man vor dem barocken roten Sandsteinportal
des nördlichen Seitenschlusses. Verwundern
sind die beiden schwarz-weißen Schilderhäuser;
bloß die verrosteten Giebelhalter der Wache
erzählen von der Vergangenheit. So dringt
man durch dicke Torbogen, über einen ver-
schlafenen Hof zu einem zweiten vor.

Friedrichshof lohnt allein schon
den Besuch riesiger Brunnen, platanen-
umrandeter „Altes Mauernwerk“, vom Geist wil-
den Weins umklammert; grünen gründerma-
stigen Bäumen eine Sonnenuhr, Wappenstein
mit dem heiligen Löwen, dem Preußenkranz...
Dor: oben aus der Höhe sprengt in Allonge-
perücke, in der Sand den Feldherrnkopf,
Friedrich II. mit dem silbernen Helm, der Sieg-
er von Jena, der Kaiser und Erbauer dieses Schlo-
ßes. Gegenüber blickt die Bronzestatue, die ihn
als älteren Mann zeigt, klug, selbstbewußt auf
Königstempel und Tränke. Den
stärksten Akzent in diesem Stück Vergangen-
heit bildet aber jener eisenmücherte Berg-
fried, auch „weißer Turm“ genannt, nach aus-
der Zeit, da die Burg der Herren von Hoen-
berg hier ins Land getrachtet... Vermittler
Geßel, hat schon manches erlebt und auf man-
ches hinausgedacht in seinem bald tausendjäh-
rigen Leben. Neuerdings hat man in dem Ge-
mäuere sogar eine Lotistafel von der Saalburg
eingelassen: „Dem Kaiser Marcus Aurelius ge-
widmet von der 3. Cohorte der Rhäter.“ Stolz
aber magst du darauf sein, daß du angedich-
tet wirst. Obendrein von wem?

„Morgennebel, Sila,
Hüllen deinen Thurm um...“

So standest du groß da; „Zeuge der Sonne“,
Junggeistes, als er, der Fremdling, „Sila“, an-
gänglich lieber zum erstenmal begegnete die
„ewige Gammeln in die Seel“ ihm warf —
„der müde“ sagte, als Johann Wolfgang
im Frühjahr 1772 auf seiner Taunusreise mit
Freund Werder hier zum erstenmal Hofstätt an-
mete und sich der empfindlichsten der empfind-
samen Hofdamen, der elisabethen Zieglerin, in
erwiger Freundschaft verbunden fühlte.

Das Schloß selbst, eines der größten Fürsten-
schlösser Deutschlands, birgt eine Menge wert-
voller Einrichtungsgegenstände von der Periode
seiner Erbauung her bis auf die Jetztzeit: Alt-
fränkischer Schrank, erlesene Empire- und
Biedermeiermöbel. In den Witrinen natürlich
viel Gold, soeben eigenartig geschliffenes
Glas, vielleicht noch Erzeugnisse der märkischen
Glashütte des großen Friedrich. Seine mar-
kananten, uns schon vom Schloßhof her vertrauten
Züge finden sich selbstverständlich auch hier
mehrfach wieder. Man traut dem energisch
und doch gütig Aussehenden schon zu, daß er,

der Gründer der Emigrantenkolonien „Fried-
richs“ Dorf und Dornholzhausen, von den ver-
folgten Eugenoten jagte: „Nieder will ich mein
Silberzeug verkaufen, als die armen Leute
ohne Obdach lassen.“ Uebrigens trat er selbst
es ihm selbst, von der lutherischen Kon-
fession zur reformierten über. Und der Schwär-
mer, als welcher er in der Literatur immer le-
bendig wird, der war der dreimal Vermählte, mit
zungehundert Kindern Gesegnete gewiß nicht. Mein
lebendige „Prinz von Homburg“ war wohl
der größte Gegenstand zum idealischen Seiden
kleidlicher Prägung. Wie zur Bestätigung
dessen lächelt da die hübsche Marianne von
Preußen, eine Nachfahrin des Silberbäumigen,
aus ihrem Rahmen. Ihr Gedächtnis — die Kö-
nigin Luise war gestorben — klebt noch kurz
vor seinem Ende seinen „Prinz Friedrich von
Homburg“ zu wickeln, damit er doch gedruckt
werde! Außerdem war sie die Schwester des
letzten Landgrafen, der 1866 unbewußt und
kleinlich verstarb. Hiermit fiel das Ländchen
an Hessen-Darmstadt, und von diesem noch in
demselben Jahre beim Friedensschluß durch
Tausch an Preußen. — Wie persönlich inter-
essieren der beifällige Lenaukopf, der Glas-
kasten mit dem einfachen Nachlaß und der
Bücherstapel des letzten Homburgers, jenes
Sonderlings, der als souveräner Fürst statt im
Schloß lieber unter dem Dach seiner Orangerie
wohnte. Besteht doch eine durch nichts ver-
büßte Legende in unserer Familie, daß Land-
graf Ferdinand eine unglückliche Liebe zu mei-
ner Urgroßmutter, eines Homburger Strumpf-
werkers schönem Töchterlein gehabt habe. Tat-
sache daran ist wohl nur, daß er die in Mar-
burg verheiratete Frau Hofmeisterin noch im
hohen Alter mehrfach grüßen ließ.

Unter den Erinnerungen an Preußisches fällt
ein Speiseaal auf, worin das von Friedrich
Wilhelm III. geschenkte Tafelservice mit dem
Eisernen Kreuz in Eisenlaub paradiert. Von
den Wänden blicken das bekannte Krüger-
Bild des Stiefers und der alte Kaiser nieder.
Dessen Enkel, Wilhelm II., wohnte Januar/
Februar, März 1918, als das große Hauptquar-
tier hier aufgeschlagen war, zum letztenmal in
diesem Schloßtrakt.

Ob der Kaiser je diese Räume wiedersehen
wird, dessen zahlreiche Jagdtrophäen: „Bücher-
burg“, „Schorheide“, „Wildpark Potsdam“,
mit dem „W“ darunter auf den langen Korri-
doren zwischen vergilbten Rindergestirnen pran-
gen und dessen Bild auch noch mehrfach hier
vertreten ist? In seinem Wohnzimmer hängt
eine Photographie von 1902... wie er da
auszug jung, strahlend, in Soffagaduniform auf
seinem Schimmel, zur Seite die prästierende
Wache.

Wir schlendern durch den stillen Park mit
seinen noch kahlen Baumstümpfen, Steinernen
Buchsbaumblenden und dem melancholischen
Weißer, in dem sich flammige Weidenhähnen
spiegeln. Wir verlassen die alte Höhenburg,
die nun zum reservierten Wohnsitz geworden.
Wird es auch hier eines Tages heißen: „Le-
roi me revolta“?

Die Schatzkammer der Sultane

Von Major Rosdorf-Berlin.

Die ungeheuren Schätze, die sich im Laufe
der Jahrhunderte am Hofe der Sultane in
Konstantinopel angehäuft haben, sind gewöhn-
lich der Öffentlichkeit nicht zugänglich ge-
wesen. Wenn es die Regierung der jungen tür-
kischen Republik jetzt unternommen hat, die
Schätze in einem Museum, das im alten Serail,
dem rings von Mauern umgebenen Palast der
früheren Herrscher des Osmanischen Reiches
untergebracht ist, zur Schau zu stellen, so liegt
in dieser Tat mehr als ein rein erzieherisches
und kulturhistorisches Moment. Es kommt da-
mit zum Ausdruck, daß die Türkei sich vor krie-
gerischen Ueberfällen sicher fühlt. Denn zumeist
finden in den letzten 15 Jahren die Schätze
in Ägypten verpackt, von Konstantinopel ins In-
nere Anatoliens in Sicherheit gebracht wurden.
Während des Balkankrieges 1912 diente Ro-
nia, seit 1926 Ankara als Aufbewahrungsort,
wo die Schätze in ihren Kisten stehen blieben
bis ruhigeren Zeiten ihren Rücktransport nach
Konstantinopel gestatteten. Allerdings wird
behaupet, daß ein Teil der Gegenstände nach
Moskau wanderte, um dort als Sicherheit für
die von den Bolschewisten erhaltenen Anleihen
im Kampfe gegen die Griechen zu dienen. Je-
denfalls aber hat der häufige Transport den
Schätzen keinen Schaden getan.

Am 23. Januar 1927 sind nun im Serail un-
ter Leitung des Museumsdirektors Halil Bey
die ersten beiden Räume der Schatzkammer er-
öffnet worden. Es gehörte eine gewaltige Ar-

beit dazu, um die große Menge wertvollster Ge-
genstände zu sortieren und passend aufzustellen.
Für später ist die Errichtung dreier weiterer
Räume geplant. Die Sammlung umfaßt Mei-
sterstücke alter orientalischer und türkischer
Kunst neben prachtvollen Geschenken europäi-
scher Herrscher an die Sultane. Im Mittel-
punkt des ersten Ausstellungsraumes steht der
berühmte Thron des persischen Schahs Ismail,
der zur Mitte des Sultans Selim gehörte. Der
Thron ist ein Kunstwerk aus frühindischer Zeit
und etwa zwischen 1515 und 1520 entstanden.
In jeder Beziehung gut erhalten, bildet der
Thron einen Zuggegenstand von unerhörter
orientalischer Pracht. Er besteht aus Gold, das
mit Email und Perlen eingelegt ist und auf
dem das perlenbesetzte Kissen liegt, das dem
Sultan als Sitz diente. Im gleichen Raum
sind noch drei weitere Throne aufgestellt. Den
höchsten künstlerischen Wert besitzt von ihnen
der Thron Murads 4., der aus Ebenholz mit
eingelagtem Elfenbein besteht. Dieser Thron
begleitete den Sultan auf seinem Kriegszug ge-
gen Bagdad. Auf ihm sitzend, empfing er die
Unterwerfung des mesopotamischen Herrschers.
Alle diese Throne sind so gebaut, daß sie in
Teile zerlegt werden können, da sie von den Sul-
tanen bei ihren Feldzügen und Reisen im
Land mitgeführt wurden. Der goldbesetzte
Bairam-Thron ist von historischem Interesse.
Er wurde vom letzten Sultan benutzt. Vor vier
Jahren wurde der jetzt in der Verbannung lie-
bende Kalif Abdul Mehjid Effendi auf diesem
Thron investiert.

Unter den im Museum aufbewahrten Reli-
quien befinden sich aus byzantinischer Zeit
Teile des Schabdes und einer Hand von Johan-
nes dem Täufer, mit Gold und Juwelen belegt.
Sie stammen von Mohammed dem Eroberer,
der sie der christlichen Kirche raubte. Eine wun-
dervoll hergerichtete türkische Reliquie ist der
Mantel des Propheten Mohammed. Er ruht
in einem goldenen Behälter, der wiederum in
einem größeren, ebenfalls goldenen, templatzen
Behälter untergebracht ist, um die Reliquie
auf dem Rücken eines Kamels bei den Kriegs-
zügen mitzuführen. Ferner ist der goldschin-
mernde und mit Edelsteinen besetzte Panzer
ausgestellt, den Murad 4. bei der Eroberung
von Bagdad getragen hat. Diese Gegenstände
zerstören die Legende, daß die Sultane in frü-
heren Zeiten nur in Zügen und Wohlleben ihre
Zeit verbracht hätten.

Unter den weiteren Gegenständen befinden
sich Hunderte wertvoller Palaststücke, die zur
Ausstattung oder zum täglichen Gebrauch
dienten. Da ist der Toilettemisch von Kalha-
sina der Großen, dann folgen mit Edelsteinen
besetzte Pfeifen, Mundstücke der Sultane,
orientalische Zinngläser, reizende Porzellan-
kannen, Becken und Zinnenfächer, Fächer aus
Pauensfedern, goldgestickte Gewänder, kristal-
lene und goldene Sessel, kristallene Kannen
und Vasen.

In dem Ausstellungsraum befinden sich rings
herum an den Wänden, in Glaskästen vollstän-
dige Sammlungen von Kleidern und Turbanen
der Sultane von Mohammed dem Eroberer bis
Mahmud 2., der im 19. Jahrhundert die euro-
päische Kleidung einführt. Agraffen an den
Turbanen und Dolche in den Waffengehängen
glänzen voll wertvollen Steinen und Email. Die
wundervollen, bestickten Brokatstoffe sind in
den Korden noch vollständig erhalten.

Die Vervollständigung dieses seltenen Mu-
seums wird noch weitere Herrlichkeiten aus
den Schatzkammern zutage fördern und Kon-
stantinopel dadurch künftig noch mehr als bis-
her ein Anziehungspunkt für Freunde aller
orientalischer Kunst werden.

Schwimmende Inseln

Von W. Hesse-Newyork.

Wo der alte Parana und der Paraguan sich
vereinigen, um den Parana zu bilden, Argenti-
nens breitesten Fluß, liegen ein wenig unter-
halb die Sümpfe des Iberoses. Dieser Sumpf,
der zweitgrößte Südpamerikas, wird östlich vom
festen Land begrenzt, während die Westseite
meilenweit das Ufer des Parana bildet. Da
nun der Sumpf von innen heraus wächst,
drängt er zum Flußbett, und schließlich reißt
der Strom ganze Stücke los, die als Inseln
von dannen schwimmen.

In jeder Regenzeit treiben solche Inseln
den Parana hinunter. Doch wenn es in Para-
guay und in Brasilien oder im nördlichen Ar-
gentien sehr stark regnet, schwimmen die
Flüsse und Sümpfe gewaltig an. Dann drän-
gen die Sumpfländer besonders weit vor, der
Strom ist reißender und nimmt ganz große
Inseln mit sich fort. Nichts hindert das. Sie